

Arme kleine Schweine

Schweizer Ferkel werden ohne Betäubung kastriert, obwohl man sie gegen ihre Hormone impfen könnte



Beda M. Stadler

Auf dem Rücken oder besser: zwischen den Beinen der Schweine wird zurzeit in der Schweiz ein politisches Trauerstück ausgetragen. Es geht um die Ferkelkastriation und nicht um die sexistische Tragweite dieses Tuns. Männliche Schweine können schliesslich nichts dafür, dass ihre Hormone ihr Fleisch unangenehm riechen lassen, ausser man kastriert die armen Säuli.

Die Eidgenössische Forschungsanstalt für Nutztiere in Posieux hat sogar eine elektronische Nase entwickelt, um die Stinkerstoffe im Fleisch zu riechen. Nur, das hilft keinem Schwein, weil es hier um schlechten Geschmack im Umgang mit wissenschaftlicher Erkenntnis geht. Die Interessenvertreter haben erfolgreich lobbyiert und dabei wissenschaftliche Fakten elegant ausgeklammert.

Nicht einmal die Tier- oder die Konsumentenschützer haben bemerkt, wie sie über den Tisch gezogen wurden. Weiss der Bundesrat, wie es zum fragwürdigen Entscheid kommen konnte, die Ferkelkastriation ohne Betäubung erst auf 2009 zu verbieten?

Bis dahin werden nämlich in der Schweiz noch vier Millionen Ferkel ihre Hödli abgeben. War das eine vor-schnelle Prüderie im Bundesratszimmer, weil Damen anwesend waren? Oder gibt es 68er Bundesräte, denen der Emanzen-Schreck («Schnipp schnapp, Schnäbi ab») noch so tief in

den Knochen steckt, dass ein rationaler Entscheid unmöglich war?

Die andauernde Kastrationswut haben wir, weil unsere Veterinäre im Sandwich zwischen Kunden und Öffentlichkeit sind. Es galt lange Zeit nämlich die Lehrmeinung, junge Ferkel spürten fast nichts, wenn man ihnen die Hödli abhaute. Es soll Veterinäre gegeben haben, die diesen Unsinn geglaubt haben. Ich würde mir vielleicht auch so etwas einreden lassen, wenn ich vor dem Frühstück im Akkord eine derartige Schnipselei durchführen müsste. Das Bundesamt für Veterinärwesen (BVet) kämpft noch heute in seinen Informationsschriften dagegen: «Nach gültiger Lehrmeinung ist die Schmerzempfindung nicht altersabhängig.» Trotzdem wurde noch 2001 in der revidierten Fassung der Tierschutzverordnung die Kastration männlicher Ferkel ohne Schmerzausschaltung erlaubt. Die Altersgrenze wurde im Sinne einer Belastungsverminderung (Originalton BVet) auf 14 Tage herabgesetzt. Warum es dank der neuen Regelung bis 2009 nicht weh tut und nachher aber sehr, versteht kein Schwein! Die Kommunikatoren beim BVet sind wieder einmal gefordert.

Genauso wenig wie die Veterinäre sich darum reissen, Kampfhunde einzuschläfern, wollen sie natürlich auch nicht zu professionellen Hodenabschneidern werden. Ein lieber Freund und Kollege hat mehr als zehn Jahre nach einer Lösung geforscht und nun zur allgemeinen Befriedigung auch eine gefunden, die allen passt ausser den jungen Ferkeln.

Ältere Schweine müssen vor der Kastration neu ab 1. Januar betäubt werden. Zwar war es nicht eine tierärztliche Einsicht, die den Wandel herbeigeführt hat, sondern, wie das BVet lakonisch festhält, der politische Wille des Parlaments. In diesem Umfeld scheint man sich gerne zweideu-



ILLUSTRATION: GABI KOPP

tig auszudrücken, schliesslich geht es um die Glocken der Heimat. Verständlich, die Schweinezüchter monierten jahrelang, die Konsumenten würden den Mehrpreis nicht bezahlen und der Markt warte auf eine valable Alterna-

Auch die Tier- und Konsumentenschützer haben nicht bemerkt, wie sie über den Tisch gezogen wurden.

tive der Wissenschaft. Diese Alternative besteht nun darin, dass die Mäster eine kurze Ausbildung im Hodenabhauen nachweisen müssen, um an die Spritze oder an das Betäubungsgas zu kommen.

Die valable Lösung besteht also im Preis und der Praktikabilität. Und nach dem Motto «Mir geht's ja nicht an die Eier» machen nun alle ringsum mit. Der Bundesrat hofft gar, dank dem faulen Kompromiss den Tierschutz zum Rückzug seiner Initiative zu bewegen.

Dabei wäre alles so einfach, leicht hätten wir nur noch glückliche

Schweine in der Schweiz. Es gibt nämlich längst eine Alternative zur chirurgischen Kastration. Man kann die Mastischweine gegen das Gonadotropin-Releasing-Hormon impfen. Diese Immunkastration besteht aus zwei Piekern mit der Spritze. Tiere schauen ob so was kaum zur Seite. Der Impfstoff heisst Improvac® und ist in Australien zugelassen. Dort informiert man stolz die Konsumenten, weil die Wirksamkeit in vielen Studien seit 2001 belegt ist. Und was tut man in der Schweiz? 2004 wurde eine Dissertantin der Swissvet dazu verknurr, praktisch die gleiche Immunkastrations-Studie mit dem käuflichen Impfstoff durchzuführen. Da Schweizer Hödli sich logischerweise nicht von australischen unterscheiden, kam auch dasselbe heraus. Die Impfung funktioniert perfekt gegen die Geschlechtsentwicklung. «Angst und Stress, die vor allem bei der chirurgischen Kastration auftreten, können auf diese Weise vermieden werden», schreibt die Dissertantin.

Sogar Vorteile haben sich in den nationalen und internationalen Studien gezeigt: Die Tiere nehmen rascher zu, das sollte die Mäster doch freuen. In der Dissertation wird Prosus, Carnex und BVet öffentlich gedankt. Es haben es also alle, die beruflich mit Schweinen zu tun haben, gewusst, und keiner hat's dem Bundesrat gesagt. Oder doch?

Rundum macht man sich nämlich Sorgen, ob der Konsument die Immunkastration akzeptieren würde. Die Hödli würden nämlich verkümmern, und das sähe gar nicht schön aus! Als ob ich mich mit den Schweinen im Schlamm suhlen würde, nur um einen Blick zwischen die Beine der Ferkel zu erhaschen.

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.

Nachruf

Der Weiblichkeitswahn

Betty Friedan, US-Frauenrechtlerin der ersten Stunde, ist 85-jährig gestorben

Als sie von einem «namenlosen Problem» sprach, unter dem Mittelstandshausfrauen litten, wurde sie als Nestbeschmutzerin angesehen: Sie sei gefährlicher fürs Land als der Kommunismus. Heute trägt eine TV-Kultserie den Titel «Verzweifelte Hausfrauen».

Nie habe eine von ihnen bisher gewagt, «die entscheidende Frage leise zu stellen»; behauptete sie in ihrem Bestseller: «Wenn sie Betten machte, einkaufen ging, Stoff für neue Schonbezüge ausmass oder mit ihren Kindern Erdnussbrote ass», habe jede die Frage verdrängt: «Ist das alles?» Habe ich für das studiert, gearbeitet, geliebt?

Die diese Frage aufwarf, wurde 1921 geboren und wuchs in wohlhabenden New Yorker Verhältnissen auf: Betty Naomi Goldstein. Ihre Mama lebte auf, als sie vom schwächelnden Papa die Leitung des Juweliergeschäftes übernehmen musste, das sollte Betty nie vergessen.

Als Psychologiestudentin gehörte sie in Berkeley zur intellektuellen Spitze und erhielt ein Forschungsstipendium zugesprochen. Doch sie lehnte ab – sie wollte nicht schlauer scheinen als ihr Freund, ein Physiker.

Frauenemanzipation war weit herum ein Fremdwort, obwohl Frauen in der schwarzen Bürgerrechtsbewegung mitmarschierten und in den Gewerkschaften gleichen Lohn forderten. Als Journalistin bei einem Gewerkschaftsblatt kam sie in Kontakt mit solchen Frauen. Doch verlor sie ihren Job, nachdem sie sich mit dem Theatermacher Carl Friedan verheiratet hatte und ihr zweites Kind zur Welt brachte.

Um das Familieneinkommen aufzubessern, schreibt sie weiterhin Artikel. Eine Klassenzusammenkunft der ehemaligen College-Studentinnen nutzt sie für eine Recherche. «Was hättest du gerne anderes gemacht?»

steht auf dem Fragebogen für ihre Kolleginnen, die sich mit Häuschen und Familie in Mittelstandsquartieren eingerichtet haben, als liebevolle Ehefrau am neuen Dampfkocheopf, wie es die Werbung anpries. 60 Prozent zeigen sich unbefriedigt in dieser «mystifizierten» Frauenrolle, wie Friedan das nennt. Den Artikel, den sie plant, will keine Zeitung drucken.

So entstand ihr Buch «The Feminine Mystique» – auf Deutsch: «Der Weiblichkeitswahn». Es erschien 1963. Auf 300 Seiten diagnostizierte sie das «Problem ohne Namen», jenes Verlangen der Hausfrauen «nach etwas mehr als Geschirrspülen, Bügeln, Bestrafen und Loben der Kinder». Sarkastisch bemerkt sie: «In den Frauenzeitschriften wird dieses Problem gelöst, indem man sich die Haare blond färbt oder noch ein Kind bekommt.» Sie propa-

giert die Entfaltung im Berufsleben. Ein grundlegendes Werk für die Frauenbewegung, wie Simone de Beauvoirs früher erschienen Buch «Das andere Geschlecht.» Drei Millionen Mal ging es über den Ladentisch. Friedan – die «übellaunige Hexe», wie sie sich selber karikierte – gab sich über ihren Welterfolg erstaunt.

Fortan gilt sie als «Urmutter der Women's Lib» – der Frauenbefreiung. Sie stürzt sich in diese Rolle. Bei einem Frauentreffen kritzelt sie auf eine Serviette: «National Organization for Women» und das Kürzel «Now». Eine Frauenorganisation ist geboren. Sie wirbelt da herum als erste Präsidentin. Mit pragmatischen Vorschlägen – sie verlangt korrekt formulierte Stellenanzeigen oder Steuerermässigung für Kinderbetreuung – und mit markigen Worten hämmerte sie daraus eine

mächtige Organisation: «Frauen der ganzen Welt, ihr habt nichts zu verlieren als eure Staubsauger!»

Sie hat nicht bloss den Staubsauger verloren, sondern auch den Gatten. Ihre Ehe löste sich in Turbulenzen auf. Sie selber war keine Männerverächterin. Und weil sie mit den Männern auch politisch nicht brechen wollte, geriet ihre Organisation in Turbulenzen, als die Welle der 68er Frauen hereinschwappte. Es kam zu Differenzen. Zu legendären Streitereien mit Lesben. Ihre Gegnerinnen attackieren sie als «hoffnungslos bourgeoise».

Mit einem fulminanten Akt gelingt es ihr noch einmal, die Bewegung zu vereinen. Auf den 26. August 1970 ruft sie eigenmächtig einen Frauenstreik aus. Sekretärinnen sollen aufhören zu tippen, arbeitende Mütter ihre Babys ins Büro bringen! Es wurde ihr grosser Tag. Ein Marsch durch New York ist der Höhepunkt. Friedan führt Zehntausende durch die 5th Avenue. Recht auf Abtreibung! Kinderbetreuung in den Betrieben! Gleichberechtigung am Arbeitsplatz!

Dann geriet sie endgültig in den Szenehintergrund. Geprägt von den Streitereien, verfasste sie das Buch «Der zweite Schritt». Es verkündet ihre Herzensbotschaft: «Wir können nicht gegen die Männer ankämpfen, nur gemeinsam mit ihnen.» Eine Madame de Beauvoir soll den Brocken durchs Zimmer geschmissen haben. Kritikerinnen sagen, dass Friedan auf der Bewegung herumtrampelte, die sie gründen geholfen habe.

Abgenabelt, wandte sich die Autorin als neunfache Grossmutter den älteren Menschen zu, die ebenfalls diskriminiert seien. Sie blieb Feministin dabei, nach ihrer Art: «Die Idee ist doch einfach altmodisch», sagte sie etwa zum «Spiegel», «dass Männer mit 70 noch sexy seien, Frauen aber maximal mit 40.» Willi Wottreng



Der grosse Auftritt: Betty Friedan am Frauenstreiktag in New York, 1971. (AP)



pH-Wert
Pia Horlacher

Die milde Karikierung eines japanischen Zahlenrätsels und seiner Anhängerschaft in der letzten Kolumne hat leider einen

heftigen Satirestreit ausgelöst. Nun wütet ein Flächenbrand bei uns zu Hause, einer Sudoku-Hochburg der ersten Stunde. Mein angetrauter Samurai, in seiner spirituellen Ehre tief gekränkt, hat einen NZZ-Boycott verhängt, tritt meine Taschentücher mit Füßen, zerfetzt meine Pashmina-Schals in der Luft und droht, die Redaktionsbüros abzufackeln, wenn hier nicht eine Entschuldigung an ihn und seinesgleichen erscheine (eine Weltgemeinschaft von Millionen, die sich im Geiste des Sudoku, dieses Prozesses höchster geistiger Konzentration, vereint weiss). Unter diesen Umständen leuchtet mir natürlich ein, dass Satire nicht alles darf. Sowieso, wenn «sie es nicht kann» und/oder «überhaupt nicht lustig» und/oder «einfach nur geschmacklos ist»!! Darum nehme ich hiermit alles zurück: Es war absolut unangebracht, Sudokus – auch genannt «Einsame Hunde» (etymologische Herleitung siehe letzte Kolumne) – mit gefährlichen Pitbulls zu vergleichen. Meine Unterschriftensammlung für ein Verbot ist ab sofort eingestellt. Die ca. 5000 bereits eingegangenen Namen und Hilfsangebote werden auf dem Balkongrill verbrannt (sorry, liebe Mitbetroffene, aber immer noch besser, als auf einer schwarzen Liste zu enden). Und als persönliche Wiedergutmachung habe ich meinem Mann zum roten Sammelbändchen «Einsame Hunde» auch noch das blaue gekauft. Titel: «Mehr einsame Hunde». Seitdem herrscht wieder Grabesruhe.